

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Artikel: Phantasie in Rot
Autor: Görres, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572369>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

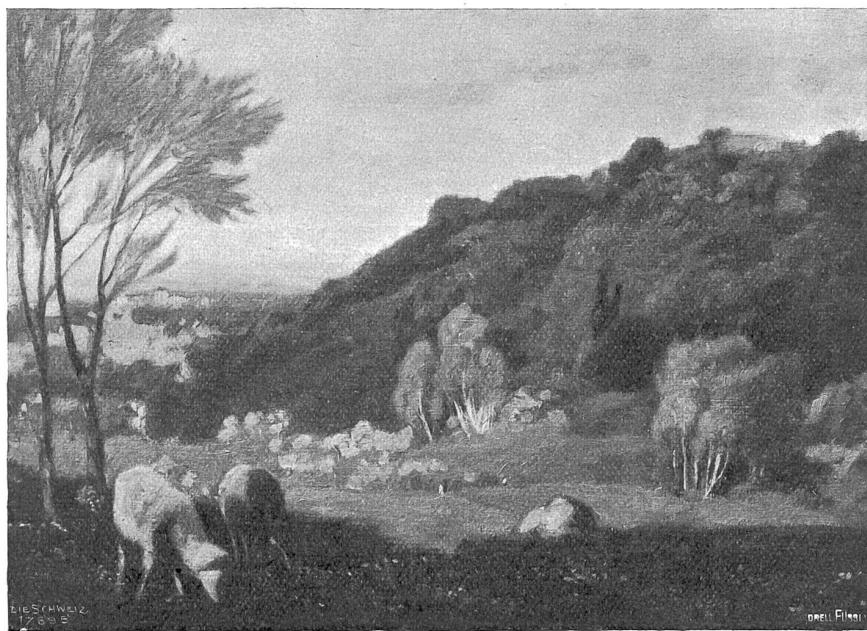
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ernst Schweizer, Zürich.

Frühlingslandschaft bei Rom (1905).

(S. 97) oder die Birken unserer ersten Kunstbeilage eine durchaus persönliche Note im Einklang von Komposition, Technik und Empfindung. Immer mehr tritt neben den zeichnerischen Qualitäten, wie wir sie etwa an dem die Struktur der harten Felspartien und der zähen Eismassen vorzüglich wiedergebenden Bild des Obern Grindelwaldletschers sehen (S. 98), das rein Malerische in den Vordergrund. Eine sehr leichte Farben-skala und ungemein weiche und fließende Töne sind

den letzten Bildern eigen, dazu ein eigentümlich getragener Rhythmus der Linie und eine ausgeglichene Komposition. Daß Ernst Schweizer die kuppelartige Anordnung mit der festen Basis und dem wohlklingenden Aufschwung besonders liebt (man vergleiche die Landschaft bei Zürich, die Birken, das Stillleben S. 105 und die Frauenbildnisse), ist für das Wesen seiner nach beruhigter Schönheit strebenden Natur bezeichnend; die wohlabgewogene Komposition und die meist angenehme und schöne Raumfüllung in seinen Bildern aber beweisen, wie hoch dieser Künstler, der ursprünglich vom Kunstgewerbe seinen Ausgang genommen hat, die Bedeutung des Ornamentes im Bilde einzuschätzen weiß. Besonders instruktiv in diesem Punkte wären ein paar interessante Alt-

studien, die wir leider hier nicht reproduzieren können.

Ernst Schweizer gehört noch zu den Jungen unter unsrern Künstlern, seine Kunst hat ihre schönsten Blüten noch vor sich; aber was wir bereits von ihm besitzen, ist wohl geeignet, diesem lyrischen Maler viele Freunde zu gewinnen. Seine Bilder sind von der Art derer, die man gern in lieben und schönen Räumen mit sich hat, um in träumerischen und stimmungsvollen Stunden darin Einfühl zu halten.

M. W.

Phantasie in Rot.

Von Elisabeth Görres, Nizza.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Komm, tu dir roten Mohn in die Haare, Madonna; ich will eine Phantasie in Rot dichten!“

Wir liegen auf einem Blumenhügel in buntem graziösem Unkraut. In der roten Heide rascheln blühende goldene Eidechsen und blaue Schlangen, und in den flammgelben Kornfeldern gleitet die Abendsonne. Weit unten am blauen Horizont, wo der blaue Fluß geht, sind almodische graue Häuserchen mit dunkelroten Ziegeldächern. Mit schläfriger Freundschaft blinzeln sie zu uns herauf über gelben Weizen und blaue Lupinen. Von dem blau blitzenden Zwiebelstürmchen der alttümlichen Kirche läutet es Feierabend, und die Sonne wird sanfter und purpurner.

„Komm, Mohn holen... An der Klostermauer wächst er so rot wie sündige Gedanken! Und dann erzähl' ich dir was...“

Wir laufen nach der Ruine und rauschen große Büschel Mohn von verfallenen Gräbern, an dem eingefunkenen Portal, unter zerbrokelnden grauen Heiligen, an denen die Abendsonne in Gold und Scharlach herabbringt. Wir stecken der sanften Maria in ihrer brennendblauen Röcke ein paar rote Blumen ins Haar, und Georgie meint, jetzt lächle sie lockend, fast ein wenig friderinenhaft.

Auf einem Grabe steht eine wunderschöne Zypresse, ganz merkwürdig schön und erhaben, als ob sie viel sagen könnte. In ihren traurigen Zweigen singt ein Pirol.

Wir werfen uns in ein Meer von rosigem Schierling nieder. „Hör den Vogel; das ist Viktorins Seele!“ sagt Geor-

gie; „da muß Viktorin begraben sein! Die Zypresse ist wie sie so schön und so schlank und fein und traurig...“

„Wer ist denn Viktorin, Georgie?“ fragt' ich ihn.

„Die schöne Nonne mit den roten Haaren, die hier immer Feuermohn pflückte für die blaue Maria. Weißt du das nicht?“

„Aber, Georgie, Nonnen haben doch die Haare abgeschnitten und einen Schleier darüber! Wie weißt du denn, daß sie rote Haare hatte?“

„Das weiß ich nicht; aber sie hatte sicher welche. Stör' mich nicht, Madonneta! Sie hatte rote Haare — ja — und man schnitt sie ihr ab — viele rote Haare! Sie lagen auf den grauen Fleißen wie Strome von rotem Blut, und der blonde Priester, der dabeistand, als sie sie weihten in ihren schneeweissen Gewändern, der mußte immerfort hinschauen, und mitten in seinen lateinischen Litaneien murmelte er fliegend: „Wie rotes Blut!“ Aber es merkte es niemand; denn alle sahen sie auf die schöne, schöne Viktorin in ihren weißen Brautschleibern, und die kleine Mechthildis, die lustige Nonne mit dem braunen Vogelgesicht und den flinken Augen, die dachte wohl heimlich: „Törichte Viktorin, geht man hinter Klostermauern, wenn man so jung und so schön ist...“

„Warum war sie denn hineingegangen, Georgie?“

„Ihr Vater, der Marquis, war ein großer Sünder gewesen, Veronika, und ihre Mutter, die Marquise, eine große Sünderin: sie ging, um für sie zu beten und ihre Seelen vom ewigen Feuer zu lösen...“

„Dichte weiter, Georges...“
„... und mir war's, als sähe ich ihr Herz leuchten wie einen glühroten Rubin und das kreisende Blut in ihren Adern hell und rosig durch die weißen Schleier glänzen...“

„Wie kommst du denn dahin, Georgie?“

„Ich, Seelchen? Ich war doch der blonde Priester mit den brennenden, melancholischen Augen, der immer an Viktorins Purpurhaar dachte, während er mit seinen marmornen Händen den goldenen Kelch hob mit dem Purpurwein darin... Und als ich ihn trank, da glaubte ich, es wäre Viktorins Blut, das immerfort so schnell durch ihr rubinrotes Herz floß. Ich fühlte in mir, wie heiß es war und wie meine Hände und mein Antlitz rosig davon wurden. Ich redete immerfort von der himmlischen Liebe, und dann sang ich wieder die lateinischen Litaneien; aber ich war heißer und sang schlecht, und die holdselige Viktorin sah mich so süß und so fromm an wie die blonde Madonna. Und die Kleine mit den Vogelaugen lächelte so schlau und verwirrte mich — und auf einmal sang ich wieder von ihren roten Haaren...“

„Du warst wohl verliebt in sie, Georgie?“

„Du — heilige Veronika — sag' das nicht so plump! Verliebt — das ist stilllos! Ich liebte sie verzehrend traurig, ich betete sie heimlich an wie eine Heilige, ich fühlte eine heiße Schweißtropfen um sie, eine leidenschaftliche süße Trauer, daß sie nun immer im schwarzen Büßgewand auf grauen Steinen knien sollte und ihren jungen Leib fasteten... Ich war ja auch noch so jung, Madonnentta... Und zuerst, als ich die Seiden und Brokatstolen und die feinen gestickten Gewänder antat und immer nur betete und so eintönig sang, fühlte ich mein Blut in großen Tropfen mir langsam fliehen...“

„Armer Georgie, wann war denn das? Das ist wohl schon lange her...“

„Sehr lange — lange — lange — zweihundert Jahre — nein, noch länger — wohl dreihundert Jahre, Seelchen! Sehr jung war ich noch, damals...“

„Erzähl' weiter! Also sie tat die Gelübde?“

„Ja — ich wollte ihr immer zurufen, es nicht zu tun und an Stelle des Kruzifixes meinen Mund zu küssen. Der war brennend rot geworden von ihrem rubinroten Herzblut in dem goldenen Kelch, weißt du... Um liebsten hätte ich gleich Hochzeit mit ihr gehalten — wir waren beide so schön und hochzeitlich, sie in ihren Schleieren und ich in meinen Spangen, und darüber rann die Sonne aus purpurnen Fenstern — ja, Hochzeit mit ihr halten: sie fortreißen und mit ihr zusammen fliehen auf einem brandroten Pferde in rasendem Lauf in unbekanntes Land hinein — in dunkler Nacht sich vergend im Walde vor den Verfolgern mit ihren flammroten Fackeln...“

„Du warst aber ein komischer Priester, scheint mir, Georgie!“

„Ja, weißt du, Veri, ich glaub's fast auch. Aber ich bereute dann gleich, wenn ich so etwas gedacht hatte. Und manchmal, da fürchtete ich mich auch vor der Hölle. Aber ich konnte nichts dazu, es war mir immer wie rote Flammen vor den Augen...“

„Die Höllenflammen, siehst du!“

„Er packt mich und küßt mich, und alle Mohnblumen fallen mir aus den Haaren.“

„Aber ich bin doch nicht Viktorin, Liebster! Denke, ich habe braune Haare und bin seit zwei Jahren mit einem sehr närrischen Poeten verheiratet und nicht mit einem Priester...“

„Er bewirft mich mit Mohnblumen, bis ich ganz mit roten Blättern überzähne bin. „So, nun bist du Viktorin! Aber sei still, ich erzähl' dir's weiter. Siehst du, durch das seine entzückende Renaissance-

türchen da mit den ganz heidnisch-lustigen Engelpuppen kam sie heraus und suchte Mohn für die blaue Madonna. An der hohen Mauer mit dem Gsegestrüpp ging sie entlang, dahinten in den wilden Park hinein. Überall zwischen den Grotten und Bänken von dem vergrünten vermurkten Sandstein, weißt du, stand der Feuermohn, und sie hatte die blässen Hände voll von rotem Feuermohn. Und in den dichtesten Laubengängen schlief der junge Priester auf und nieder und sah ihr zu. Wenn sie sich bückte, kam ihr das Blut in das Antlitz, und aus ihrem schwarzen Nonnenschleier drängten sich krause rote Haare. Sie hatte die Armelein ein ganz klein wenig aufgestreift, und der junge Priester sah ihre schneeweissen Arme und fühlte sein Herz Klopfen...“

„Die Höllenflammen, Georgie!“

„... und er ging ganz leise zu ihr hin und murmelte: Viktorin! Da erichraf sie sehr und ließ alle Blumen fallen, und wir sammelten sie zusammen auf und sahen uns scheu an. Auf einmal aber fragte ich sie leise: „Ach Viktorin, warum bist du denn Nonne geworden?“

„Oh Georgie, wirklich?“

„Und sie lächelte madonnenhaft fromm und ein ganz klein wenig süßig: „Weil ich zwei Seelen retten will vom ewigen Feuer...“ „Und mußt dem Feuer der Erde entsagen,“ flüsterte ich. Aber sie verstand mich nicht recht und lächelte wieder wie eine Heilige und sagte: „Ehrwürdiger Herr, ich bin ja glücklich hier — sind Sie es nicht auch?“

„Höre, Georgie, sollte so eine Nonne vor zwei-, dreihundert Jahren zu ihrem Vater gesprochen haben?“

„Veri, unterbrich mich nicht! Ich sagte ihr dann mit zitternder Stimme, daß ich auch glücklich wäre, seit kurzer Zeit wäre ich glücklich — und dann ging sie nachdenklich fort...“



Ernst Schweizer, Zürich.

In der Villa Pamphil zu Rom (1909).

„Kam sie denn beichten zu dir?“

„Ja — und einmal, nachdem ich sie schon oft in den alten Laubengängen getroffen hatte, da war es sehr süß; ich fühlte noch diese schmerzhafte Süße, als sie mir mit ihrer weichen Stimme flüsterte . . .“

„Was denn, Georgie? Räuch!“

„. . . sie sei eine große Sünderin; denn sie denke nicht immer an den Heiland und die Madonna und alle die Heiligen. Sie sei eine schlechte Himmelsbraut, sie sehne sich manchmal ein wenig, ein wenig nach der Welt — und zuweilen müsse sie immersort an einen Mann denken und dann sei ihr so seltsam schwer ums Herz . . . Mich packte die wilde Eifersucht, und ich war ganz gewiß marmorbleich und ganz heiser, als ich sie fragte, an wen sie denke; sie müsse mir den Namen nennen, sonst würde ich ihr keine Absolution geben. Sie litt sehr und wollte ihn nicht sagen und wand sich gequält vor mir auf den Knieen. Und ich zitterte und war kalt wie im Fieber. Und endlich sagte sie, daß ich es sei . . . Da sprang ich auf von dem braunen Schemel und riß den roten Vorhang fort und zog sie an mich und küßte sie mit eisigen Lippen. Sie ließ es geschehen, einmal, zweimal. Dann seufzte sie tief auf und fiel ohnmächtig auf den roten Teppich vor dem Altar des heiligen Antonius von Padua, des Helfers der Suchenden — weißt du — der Verlorenes wiederschenkt, dessen hölzerne, plumpe Füße sie so oft andachtsvoll gefüßt hatte. Vielleicht hatte sie ihn auch um ihr Herz gebeten, um ihren verlorenen Frieden . . . Ich lief rasch heraus aus unserer dunklen Ecke und holte Hilfe; denn niemand war in unserer Nähe gewesen und hatte meine große sündige Törheit gesehen . . .“

Danach erblickte ich sie lange Zeit nicht. Sie war sehr frank geworden und lag in Fieberphantasien. Aber nachts

träumte ich von ihr, wie sie so blaß auf dem roten Teppich gelegen und der dunkelgoldene Heilige so strafend auf uns niedergesehen — und ihre roten Haare fielen ihr in das bleiche Gesicht . . .

Einmal war sie am Tode. Sie röchelte schwer und war ohne Besinnung, als sie mich zu ihr führten, um ihr das Sakrament zu reichen . . . Und als ich den heiligen roten Wein in dem funkelnden Kelche ergriff, da zitterten meine Hände so sehr, daß er fast auf die Erde geflossen wäre — und wieder dachte ich, es wäre ihr Herzblut und ich ein böser Vampyr, der es trank . . . Ich blieb bei ihr und wachte; denn ich wußte mit mancherlei Arzneien und Tränklein Bescheid, so meinten die andern. Vielleicht fühlte sie, daß ich da war. Sie phantasierte viel von der Liebe und dem heiligen Antonius und vom Teufel, auch von ihrem kranken Herzen und von Küschen und Sünde. Einmal nannte sie angstvoll und verworren meinen Namen . . .“

„Und sie starb, Georgie?“

„Nein, sie lebte wieder und lag immer auf Knieen, Tag und Nacht, und kostete sich mit einer scharfen Geizel. Von ihrem weißen Rücken flossen scharlachrote Bänder von Blut auf die grauen Fliesen nieder . . .“

„Wie konntest du das denn wissen?“

„Ich bin einmal mitten in der Nacht heimlich zu ihr geschlichen, weil ich sie in meine Arme nehmen wollte und davonlaufen mit ihr. Da fand ich sie auf Knieen, sich geißelnd, und ihr rotes Blut verströmte. Ich nahm sie um den Leib und riß ihr die Geizel fort und küßte ihren roten Mund. Dabei weinte ich und flüsterte immer: „Komm, sieh mit mir, Viktorin; ich liebe dich doch so sehr, und du liebst mich auch . . .“ Und wie tausend rote Höllenflammen brannte es vor meinen Augen, und ihr rotes Blut und ihre roten Haare leuchteten hell in der grauen Zelle.

„Ach, warum lassen Sie mir meinen Frieden nicht!“ murmelte sie sanft und klagend. „So mühselig kämpfe ich dafür, so mühselig . . . Ach, geh' raus' fort von hier, ehe dich jemand findet, und fleh' zu den Heiligen, daß sie uns aus der Sünde helfen . . .“

„Komm, sieh mit mir, komm!“ Und ich küßte heiß ihre schmalen Lippen, die wie im Schmerze zuckten.

„Oh, das ist der Teufel, der mich versucht!“ stammelte sie angstvoll und entwand sich bestig meinen Armen. „Er will auch meine Seele umgarnen mit sündiger Weltlust!“ Und sie fing an, zu der Madonna zu flehen und inbrünstig zu beten in großer Herzessnot und Furcht vor mir und — vor sich selber. Flehentlich beschwore sie mich, fortzugehen und nicht auf das Lochen des Teufels zu hören . . .“

„Und du gingst, Georgie?“

„Ich ging. Durch ihr rotes Herzblut hindurch, so schien es mir; denn überall wähnte ich ihr rotes Blut auf den Fliesen brennen zu sehen, und als ich das geweihte Wasser nahm, schien es mir rot wie Viktorins Blut . . .“

„Und was wurde mit ihr, Georgie?“

„Sie peinigte sich noch vielmals ärger und redete vom Teufel in ihrem Herzen. Daß sie nicht loskommen könne vom Teufel und den sündigen Gedanken. Die Lebtkissin schickte sie zu mir; aber da weigerte sie sich zu gehen und weinte und redete, dann würde der Teufel in ihrem Herzen noch wilder und peinige sie vielmals schlimmer. Da hielten sie die arme Viktorin für besessen und meinten, daß sie mit dem Bösen einen Pakt geschlossen und daß ihr flehentlich Beten und schlimm Rästeien eitel Heuchelwerk sei, sie zu betrügen . . .“

„Ach, Giorgio, wie schrecklich!“

„Ja, Bert, sie quälte sich sehr, und ich litt auch eine wilde Not und versuchte zu bereuen und Buße zu tun. Aber als sie dann wieder zu mir in den Beichtstuhl kam und betrübt und unruhig von ihrem trostigen



Ernst Schweizer, Zürich.

Bildnis in Rötelzeichnung (1910).

Herzen sprach, da wurde ich wieder toll und murmelte nichts als: „Liebe Viktorin, süße Viktorin, komm, sieh mit mir; wir werden glücklich sein!“ Sie zitterte sehr und sagte: „Jesus ist mein Bräutigam, ihm habe ich mich gelobt, und ich will zwei arme Seelen vom ewigen Feuer lösen. Es wäre eine Todsünde...“ Aber sie sah sehr unglücklich aus, als sie das sagte, und in ihren frommen süßen Augen brannte leise ein irdisches Feuer. Und es mußte wohl auch in ihrem armen Herzen brennen; denn sie ward immer verzweifelter und redete laut von ihrer sündigen Seele, darin der Teufel große Gewalt habe. Und alle sahen sie scheu an und sprachen heimlich, sie möge eine Hexe sein...

Da geschah es, daß eine schlimme Pest ins Land kam, und es starben viele Leute unten in den grauen Häuserchen mit den zackigen kleinen Giebeln. Auch im Kloster wütete der schwarze Tod, und es wurden alle von der Seuche ergripen, nur die arme, traurige Viktorin nicht. Da meinten alle laut, daß sie eine Hexe sei, die das Nebel über sie gebracht habe, und daß man sie richten und verbrennen müsse. Und die Nonnen im Kloster und die Bürgersleut' im Städtchen verlangten das Gericht.

Darauf kamen sie zusammen, die Bischöfe und Brälaten und Äbte und Priore in feinen farbigen Gewändern. Sie gingen in strahlender feierlicher Prozeßion durch die Gassen da unten und trugen die goldene Madonna unter einem himmelblauen Baldachin vor sich her zu einem Bittgang für das arme Land. Und danach sahen sie in dem großen Kreuzgewölbe an langen Tischen und tranken Rheinwein aus hohen grünen Gläsern und roten Burgunderwein aus kristallenen Kelchen und aßen rosigen Salm und goldbraune Pasteten, derweil drunten im Städtchen die Glocken wimmerten und schrieen und die Leute auf Knieen lagen und sich fürchteten vor der Seuche, so in ihren Toren umhersprang. Und sie blätterten in Pergamenten und Tolianten und redeten gelehrt und tranken viel roten Burgunderwein...

Dann kam die Liebste. In braunem Büßgewand mit unbedektem Haupt. Die roten krausen kurzen Locken standen ihr wie ein Feuerschein um das Gesicht, und auf ihrem weißen Nacken brannte ein rötliches Mal. Da flüsterten sie unter einander, daß es wohl wahr sein möchte, daß sie eine Hexe sei. Und sie fragten sie hin und her; aber sie antwortete kein einziges Wort. Der Bischof ermahnte sie, nicht zu beharren in ihrer sündigen Verstocktheit und ein reumütig Geständnis zu tun, alßsonsten man sie der Folter, der Feuer- und der Wasserprobe überantworten werde. Und während er sprach, wischte er sich den Schweiß von seinem roten Mondgesicht und blickte nach den staubigen Flaschen und nach der Liebsten schneeweißen Nacken...

Da wollte ich, daß sie sterben sollte!

Und er befahl, daß man ihr die Kleider vom Leibe reißen solle, um nach andern Malen zu suchen, damit der Teufel, ihr Bühle, sie gezeichnet. Da schrie die arme Viktorin laut auf: „Daß sie eine Hexe sei und dem Teufel ergeben und daß man sie verbrennen solle...“

„Oh Georgie, wie entsetzlich! Wo warst du denn, du mußtest sie doch nun retten...“

„Klein, Seelchen, ich wollte, daß sie starb. War es nicht auch besser für sie, daß sie sterben durfte? Und dann der Bischof! Immerfort starrte er auf ihren weißen Nacken und ließ rasch wie prüfend seine lüsternen Hände über das rote Mal gleiten. Und in derselben Stunde, als man sie zum Feuertode verdammt, packte mich der „schwarze Tod“ und würgte mich. Aber er ließ mich rasch wieder, damit ich sie brennen sähe. Just als ich wieder aufstand, führten sie sie fort, im braunen Armesünderkleid, darauf feuerrote Fräzen gemalt waren, mit nackten Füßen und einem Strick um den schlanken



Ernst Schweizer, Zürich.

Ebendklang (1910).

Leib. Sie hielt ein Kruzifix in den Händen und küßte es und betete und sang.

Vielen Bürgersleut' gingen zum Richtplatz, um die Hexe zu sehen, die das große Sterben über sie gebracht hatte mit ihren höllischen Künsten. Gliche warfen mit Steinen nach ihr, und ein Wurf traf sie heftig in ihr totenbleiches Gesicht, und ihr rotes Blut rann zur Erde, den ganzen Weg lang.

Auf dem Marktplatz, wo der heilige Nepomuk steht, war ein Holzstöß und ein Marterpfahl, und das Armesünderlöschchen sang klägend vom spitzen Turm der Marienabtei dort unten an der Stadtmauer.

Gebunden ging die arme Viktorin vor den Henkersknechten her, und ich war, wankend vor Schmerz und Schwäche, an ihrer Seite und sann immerfort, ungläubig, wie in schwerem Traum, wie ich sie retten könnte. Und ich murmelte ihr ganz leise zu: „Du bist ja keine Hexe, Viktorin, und niemand weiß, daß du mich begegnet hast; aber warum willst du denn sterben?“

„Damit ich alle Sünde büße und das Feuer mich rein brenne von aller unheiligen Liebe...“

„Aber dann muß ich mit dir sterben... Wie kann ich denn leben, wenn du fortgehst?“

„Ach, laß mir meinen Frieden doch im Tode, laß mich allein!“

Auf dem Marktplatz zündeten sie den Holzstöß an und banden sie an den Pfahl mit harlen Stricken. Die Flammen gingen hoch wie tausend funkelnende Schlangen und verzehrten ihr Gewand. Ihr rotes Haar slackerte auf und flog wie ein blutiges Segel um ihr weißes sterbendes Antlitz, und sie schrie laut: „Mein Gott — erbarme dich meiner — ich habe keine Schuld...“

Da verließ mich eine Todesfarrheit, und ich schrie auf wie ein getroffenes Tier, und im Todesschmerz ergriff ich den

goldenen Kelch, daraus der Galgenpater für sie getrunken zur Wegzehrung und Versöhnung mit ihrem himmlischen Bräutigam, nachdem sie vor allem Volk sich als Hexe bekannt hatte. Höhnisch glitzerte er und warf mir den Widerschein der Flammen marternd ins Gesicht. Da packte ich ihn mit wildem Zorn und warf ihn mitten in den Brand. Und ich hörte ihn gegen der Liebsten Kreuzpfahl klirren, als ich hinaufsprang zu der armen Viktorin, um sie zu retten. Mein weißes Chorhemd wurde zu lauter glühenden Peitschen, und ich umklammerte ihre Füße, die von dem Gold des geschmolzenen Gnadenfisches übergossen waren, und küsste ihre schrecklichen Wunden. Und es war, als sei mein Herz in zwei Stücke gerissen, und das Blut lief über meine Hände und verbrannte sie. Und immerfort rief ich laut und wahnhaft klagend: „Viktorin, geliebte Viktorin!“ Aber sie hörte nichts mehr; nur als ich starb, da schien es mir, als wäre sie schon ein Engel und lächelte mich an mit verzehnender Süße. Da hörte mein Herz zu bluten auf...“

„Georgie, Armer...“

„Und ich glaube, hier unter dieser Bypresse liegen wir begraben...“

„Aber, Giorgio, ihr liegt doch an der Kirchhofsmauer drunter im Tal, an der Armesünderecke...“

„Sieh, Veri, du hast ja recht. Ja, an der Kirchhofsmauer, da liegen wir, unter lauter rotem Mohn... Aber ihre Seele ist hier, ich weiß es sicher. Still, horch, der Vogel... Wie schön... Aber das ist ja ihre Seele...“

„Höre du, mein alter Poet, wenn sie mich verbrennen, würdest du dann auch mit mir sterben?“

„Ah Madonnetta, Liebe, Süße du...“

Und er küsste mich heiß wie lauter Höllenflammen und roter Mohn. Und am Horizont, gerade unten hinter dem blauen Zwiebeltürmchen sieht die rote Abendsonne uns zu...“

Simplicius.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Francesco Chiesa, autorisierte Uebersetzung von Josy Priems, Zürich.

I.

Schon seit drei Dezennien lebte Simplicius in seiner weltabgeschiedenen Klause von Megalopolis, weit drinnen in der Wüste, wo ein grünendes Fleckchen das fahle rößliche Grau des Sandes und die tote Weize der daraus aufragenden Trümmer unterbrach; denn wie der Name meldet, war da einst eine große Stadt erblüht. Durch Menschen und Naturgewalten war sie dann zerstört und im Lauf der Zeiten von der Wüste verschlungen worden, der die granitnen, der Wehr baren Mauern nicht mehr Einhalt zu gebieten vermochten.

Ein einziger Quell drang noch aus den Flanken der alten Akropolis und ließ auf seinem kurzen Lauf hangabwärts üppiges Grün an Gebüsch und Bäumen erscheinen. In deren dichtestem Schatten verbarg sich des Simplicius Behausung, eine Grotte, die der Zufall aus den sich im Sturz übereinanderdrückenden Trümmern gebildet hatte. In dieser engen, den Winden ausgesetzten Höhle bekämpfte der nunmehr sechzigjährige Gremit seit Jahren den Dämon des Hochmuts, wenn nicht mit denselben Kasteiungen, so doch mit derselben hartnäckigen Erbitterung, die ihm einst zum Siege über den Dämon der Wollust verholfen hatte. Und auch der Dämon des Hochmuts wisch von ihm, nicht allmählich, sondern plötzlich, gleichsam trozig am Siege verzweifelnd. Allein mit ihm wisch auch des Alten freudiger Mut des Widerstandes. Ein qualvolles Gefühl der Unsicherheit, ja, der Verzagtheit kam über ihn. Er glich einer alten Felsenburg, der die sie umgürten Belagerungswerke zum Halte dienen, statt daß sie sie bezwängen. Des Angreifers ledig, fühlte er sich im Innersten erschüttert. Nehmliche Not hatte er schon einmal vor Jahren erlitten, in einer Nacht, als der vom Nost zerfressene Büßergürtel zersprungen war und die grausame Fessel sich gelockert hatte. Entsezt war er damals aus dem Schlaf aufgefahrt, wie einer, dem das Bewußtsein des Leibes wie der Seele zu zerrinnen droht; allein, war es damals das Werk weniger Augenblicke gewesen, die Fesseln von neuem zu schließen, wie sollte es ihm je gelingen, die Ringe jener andern Kette, fester als Erz, doch zarter als der Schatten, wieder zusammenzufügen? „Nein, nein, nein! Tor, der du bist! So wünschtest du, daß der Dämon zurückkehre? So willst du Gott bitten, daß er Satan zu Hilfe schicke?“

Und es begann für Simplicius eine Zeit grenzenloser Seelennot, wie er sie noch nie erlebt hatte. Es war nicht die Ode der Einsamkeit, die er zu Anfang seines Aufenthaltes in der Wüste in den Augenblicken, wo der Kampf ruhte, zuweilen empfunden hatte. Er erinnerte sich noch wohl gewisser bleicher, bleierner Stunden, jenes lähmenden Entsezens, das die Seele beschleicht, wenn uns ist, als stünde die Zeit still.

Denn Seglerin ist die Seele, und nicht frommt ihr, wie dem Leib, das Verharren am festen Lande. Nein, es war nicht die Ode der Einsamkeit, nicht das beängstigende Gefühl der Unbeweglichkeit. Im Gegenteil: leicht und flüchtig fühlte er die Stunden im Zeitenraume und das Blut durch die Adern rinnen. Auch schien es ihm nicht mehr wie früher, als widerstreiten ihm die Dinge und wichen fremd und feindselig vor ihm zurück. Nein, sie kamen ihm vielmehr seltsam zutraulich entgegen, schmiegen sich an ihn, neigten sich über ihn, wenn er im Schlaf lag. Doch kein Trost ward ihm daraus, die Beklemmung nahm vielmehr zu. Es war ihm, als drängten sich die Dinge um ihn gleich Leidensgefährten, die Trost heischen statt ihn zu hiezen. Und er fühlte sich allein, grauenhaft allein, trog der verdoppelten Gegenwart des Lebens. Mehr als je empfand er die Last der unbeschränkten Freiheit. Er hatte das bange, schwindelnde Gefühl, als schwiebe er frei im Raum, mitten in einem Wirbel schemenhafter Gehilde, die sich dem Auge wohl mächtig aufdrängten, die übrigen Sinne jedoch kaum berührten.

Allmählich wurde ihm die Ursache dieser seltsamen Empfindung klar. Die Dinge offenbarten sich ihm deshalb so wesenlos, weil er das Gefühl, ja, fast den Begriff dessen verloren hatte, was ihm bisher als das Wesen alles Lebens, als die Ursache alles Wirklichen erschienen war. Er wurde gewahr, daß nicht allein Satan, sondern auch Gott ihn verlassen hatte. An dem Tage, da der Dämon gleichsam ticklicherweise von ihm gewichen war, hatte sich ihm ein Schrei aus der Brust gerungen — ein Schrei der Verzweiflung, den sein frommes Gewissen wohl sofort erstickt hatte, der aber von Leben zeugte, weil Hoffnung ihn beflogte. „Herr, schicke mir den Feind zurück! Ich will noch kämpfen!“ Da war auch Gott geflohen. Wen nun anrufen? Wie Gott zurückrufen?

Ja, wie ihn zurückrufen? Denn in Wahrheit war Gott nicht geflohen; er hatte sich aufgelöst. Fliehen heißt doch soviel als sich anderswohin begeben, an einem andern Orte weiterbestehen und eine tiefe Daseinsspur zurücklassen, die, wenn sie auch leer ist, doch treu und bestimmt vom Gewesenen zeugt, eine Form, in die ein anderer Erz oder Liebe zu gießen und darnach ein eigenes Gögenbild oder Ideal neu zu erschaffen vermag. Gott war verschwunden und hatte ganz einfach das Nichts zurückgelassen, das endlose, wüste Nichts. Gott war aus den Dingen gewichen, so, wie der Saft aus dem toten Baume weicht. „Tot“ sagen wir nicht etwa darum, weil wir das Fehlen des Lebenshaften in den Adern des Stammes und der Zweige wahrzunehmen vermöchten, sondern weil wir die Blätter gelb,